

Georg Britting
„Das große Georg Britting Buch“.

Ausgewählt und herausgegeben von
Ingeborg Schuldt-Britting.

Mit einem Nachwort von Hans Egon Holthusen.
Nymphenburger Verlagshandlung, München 1977. 368 S.,

Karl Krolow

Faz 22. 10. 1977

Dreizehn Jahre nach dem Tod Georg Brittings ist Wesen und Werk dieses Schriftstellers bei weitem nicht mehr so bekannt, geschweige denn präsent wie in den fünfziger und frühen sechziger Jahren. Damals erschien die sechsbändige „Gesamtausgabe“. Und posthum wurden noch zwei Verbände veröffentlicht. Doch die Aufmerksamkeit ließ nach. Die literarischen Verhältnisse veränderten sich damals rasch und gründlich.

Heute kann man eine so geachtete Erscheinung wie die Brittings bereits historisch verstehen und neuen Zugang zu dem zu finden versuchen, was er seit bald nach dem Ausgang des Ersten Weltkriegs publiziert hatte. Er hatte sich seinerzeit als Lyriker wie als Erzähler gleichermaßen bekannt gemacht, und die jetzt vorliegende Werkauswahl, unter dem Titel „Das große Georg Britting Buch“ herausgekommen, bietet eher eine bescheidene Zugangsmöglichkeit, so erfreulich die Tatsache des Erscheinens auch ist.

Immerhin lassen sich Wesenszüge, Charaktermerkmale des Bayern Britting gut erkennen, sein pastoses Naturell, seine Wortkraft und Formstrenge, die der seit 1921 in München lebende gebürtige Regensburger von

Anfang an zum Schreiben mitbrachte, eine vitale Natürlichkeit, die noch deutlich die Spuren des Expressionismus trägt. Die Sammelausgabe, die von Ingeborg Scholdt-Britting herausgegeben wurde, bringt im Wechsel frühe und spätere Prosa und Lyrik, wobei die Lyrik sich schneller beim Wiederlesen durchsetzt als die meist kurzen Erzählungen. In seinem Nachwort befaßt sich Hans Egon Holthusen denn auch mehr mit der Lyrik als mit den Prosabeiträgen, wobei er sich an einem Textbeispiel den Vergleich mit Gottfried Benn erlaubt. Das ist riskant. Denn zwischen Benns und Brittings Positionen konnte es allenfalls momentane Berührungen geben. Eine weitere Verbindung ist kaum herzustellen. Das Naturgedicht Brittings und Benns „Zivilisationslyrik“ schließen einander insgesamt aus. Was beide übereinstimmend haben, ist freilich das eminente Gefühl für die Form.

Die alkäische Odenstrophe hat kaum ein Autor bei uns so beherrscht wie Britting, wenn man von Weinheber und Friedrich Georg Jünger absieht. Im Gegensatz zu diesen beiden „Klassizisten“ füllte Britting die formale Strenge mit sachlich genau wiedergegebener „Natur“, mit Landschaft und Jahreszeit. Dies geschah trotz der Genauigkeit, die nur noch von der Penibilität Wilhelm Lehmanns übertroffen wurde – mit vitaler Leidenschaftlichkeit, mit Überschwang, zuweilen polternd und bärbißigkraftmeierisch. Hinter derartiger Resoluteit lauerte freilich Skepsis, ein gründliches Mißtrauen noch im Jubel und während der aufkommenden Zechlust und lauten Lebenslust.

Eine düster versteckte Melancholie machte diese Naturlyrik kraftvoll, gelassen, wie sie schließlich sich im-

mer wieder anhörte, von schwerer Konstitution. „Kein Bild ist Betrug“, heißt eine bekannte Zeile bei Britting. Aber sein Bildvergnügen und die bildhafte Genauigkeit des Naturlyrikers Britting erreichen zuweilen eine erbarmungslose Bildschärfe und Optik, die bloße Idylle widerlegen wie den derben Scherz oder breite, „barokke“ Naturbehaglichkeit. Die besten Gedichte Brittings aus den Bänden „Die Begegnung“ (1947) und „Unter hohen Bäumen“ (1951) haben mitunter einen knappen, harschen, gefühlsfeindlichen Ton.

Als Naturlyriker war Britting nie orthodox. Er brach die thematischen Grenzen durch sein bewegliches, oft ungestümes und derbes Naturell auf, brachte sie in Bewegung und tat dies mit einer verbalen Lust, die dem Norddeutschen Lehmann und seiner sprachlichen Akribie fremd blieb. Das heftige und schnelle Geschehen, das sich in Brittings Erzählungen abspielt, kommt auch in Versen nicht zur Ruhe, wird allenfalls durch die gewählte Form gedämpft, niemals jedoch aufgehoben. So birst etwa ein Brittingsches „Sonett“ in seinen vierzehn Zeilen vor Anschauungsfülle, einer fast zwanghaft beschriebenen Hand- und Dingfestigkeit. Ich denke an die beiden „Quartette“ des Sonetts „Das gute Mahl“:

*Der Teller sei aus Holz! Auch soll der Schinken
Mit weißen Streifen Fetts durchwachsen sein!
Der Weinkrug sei geräumig, nicht zu klein,
Und kühl, aus Stein! Das Glas, aus ihm zu trinken,*

*Sei ungeschliffen, bäuerlicher Art!
So auch das Brot! Ein Tischtuch braucht es nicht!*

*Ein Mann, nur einer bloß, der mit dir spricht,
Den Wein benennt und sagt: das Fleisch ist zart!*

...

Zuckmayer hat einst ein Gedicht auf die Rotweinflecken auf einem Tisch geschrieben. Von verwandter Art ist auch dieses Gedicht vom rechten Esser und Trinker.

Karl Krolow

Kein Bild ist Betrug: Zur Lyrik Georg Brittings

Neue Zeitung 30.Juni/1.Juli 1951, Nr.151, S. 8

Als in diesem Jahre der in Regensburg geborene, seit langem in München ansässige Georg Britting seinen 60. Geburtstag feierte, konnte er – der Erzähler und Lyriker – auf eine Auswahl von Buchpublikationen zurücksehen, die ihren Autor auf sehr eindrückliche Weise vertraten. Der Lyriker zählt seit dem Erscheinen seines Versbuches „Der irdische Tag“ 1935 (jetzt wie die anderen Bücher in der Nymphenburger Verlagshandlung München, erschienen) zu den eigentlich wesentlichen Kräften, die dem deutschen Gedicht der Gegenwart Profil zu geben verstanden. Es folgten später: „Rabe, Roß und Hahn“, nach dem Krieg „Die Begegnung“, ein Totentanz aus Sonetten, „Lob des Weines“ und kürzlich „Unter hohen Bäumen“, in dem sich die ganze Reichweite der Brittingschen Welt überzeugend nochmals darlegt.

Das Lesen in den Gedichten Brittings ist wie das Blättern in einem Bilderbuch. Es sind die Bilder dieser Welt, die einem entgegenkommen mit Farbe und Duft, sinnlich und nah und zu greifen. Das Wort ist bei ihm zunächst einmal ausgesprochenes Sinnending. Es hat sich ins Leben gedrängt und steht nun da. Es hat Freude am Hiersein mitbekommen; es ist gewissermaßen von guter Gesundheit. Dieser Sprache genügt nicht bloße Sätti-

gung: sie kann vielmehr in Überschwang geraten, in tiefsinniges und nährisches Schwelgen.

Brittings Lyrik ist von einer ganz bestimmten Bildhaftigkeit. Sie ist bei ihm genauer Ausdruck gesteigerter Sinnhaftigkeit. Wie sehr die Metapher bei ihm sinnlicher Natur ist, kann eindrucksvoll an ihrer Optik festgestellt werden: Ein Gedicht wird etwa unter einen bestimmten optischen Eindruck gestellt, sammelt sich um ihn und bekommt von dorthin allen Glanz. Nur aus der bildenden Kunst kennt man Vergleiche ähnlicher Art. Eine Farbe muß sich in ihrer jeweiligen Physik und Metaphysik darstellen lassen, wenn anders sie nicht überflüssig werden will.

In der Lyrik Brittings ist ein Zug von Unsentimentalität, plötzlich durchschlagende Melancholie; Dämonien und Wirklichkeit begegnen einander in der Eindringlichkeit der dichterischen Aussage, Gerade die nachhaltige lyrische Verwandlung des Gegenstandes treibt auf jene magische Überhöhung zu, die gleichermaßen zu erregen und zu versteinern imstande ist. Ein überzeugendes Beispiel ist jenes Gedicht vom Sommer, in dem es heißt: „Wenn er am hohen Tag / hebt sein weißes Gesicht / Aus dem Himbeerschlag, / Rennt der Hahn, rotlippig und blaugeschwänzt, / In den Brunnenschatten und schreit. / Des Rotlippigen Auge glänzt / Zornig über der Zeit.“

Britting hat vorzüglich in seinem letzten Versbuch reife Vielfalt entwickelt, in der sich seine Lyrik nachhaltig [unleserlich]... ein Buch der Zeichen und Bilder mit dem rein ausgebildeten Geschmack fürs Irdische und der Witterung für die ewigen Bezüge des Daseins. Es ist ei-

nes der wenigen Lyrikbücher, die man ohne Beklommenheit aus der Hand legt, weil in ihm eine Unverlorenheit des Menschen trotz aller Gefährdungen deutlich und deutbar gemacht wurde. Sie sind die Bilder eines Dichters, der sagen durfte: „Kein Bild ist Betrug.“